

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 40 (1914)
Heft: 25

Artikel: Die Briefe des Unbekannten
Autor: Altheer, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-446831>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Briefe des Unbekannten

Im Klub verkehrte seit einigen Monaten ein junger Deutscher. Er mochte 30 oder 32 Jahre zählen. Man mußte von ihm nicht viel mehr als seinen Namen, einen gleichgültigen, in jeder Stadt zehnmal oder hundertmal vorkommenden Namen. Was sonst noch so über ihn im Klub herumgesprochen wurde, das konnte keinen Anspruch darauf machen, ernst genommen zu werden. Mit einiger Bestimmtheit konnte angenommen werden, daß er sehr reich sei, denn was er allein in Anwesenheit seiner Klubfreunde auszugeben pflegte, machte eine ansehnliche runde Summe aus. Damit war die Wissenschaft über Thomas Müller vollständig erschöpft. Er sprach nicht sehr viel, verstand aber vortrefflich zuzuhören. Und wenn er sprach, dann sprach er von allen Dingen, aber nie von sich selber.

Um so mehr wunderten sich seine nächsten Freunde, als er eines Abends ganz unerwartet zu erzählen begann, und nicht etwa von den Gebräuchen der Haiti-Insulaner oder vom atmosphärischen Druck im Ardenneengebirge, sondern von sich selber.

Ganz ohne weiteres hatte er, als man von den vielen Kleinigkeiten redete, die der Tag so mit sich bringt, das Wort an sich gerissen und begann:

„Wissen Sie, meine Herren, es ist eigentlich recht ungalant von uns, daß wir den kleinen Dingen des Lebens so wenig Zeit gönnen. Ganz abgesehen davon, daß sie unsere innigste Poesie ausmachen können, sobald wir sie mit den richtigen Augen betrachten gelernt haben. Aber auch, wenn wir die Poesie ganz ausschalten, bleibt doch Grund genug, den Kleinigkeiten Aufmerksamkeit und Liebe zu schenken. Oder wissen wir vielleicht, ob nicht eine einzige Kleinigkeit, die wir unbeachtet lassen, uns den Weg zu unserem Glück gewiesen hätte?“

Lächeln Sie nicht, meine Freunde. Es ist mir vollkommen Ernst mit dem, was ich sage. Ich z. B. fasse gewiß nicht hier, wenn mir nicht so eine Kleinigkeit aus den unerfreulichen Verhältnissen, die sich für unsereinen denken lassen, herausgeholt hätte.“

„Was war das? Bitte. Erzählen!“

Die Klubfreunde wurden jetzt erst aufmerksam. Die Aussicht, etwas aus der Vergangenheit ihres so geheimnisvollen Freundes zu erfahren, machte sie lebendig. Sie drängten ihn und munterten ihn auf und setzten sich in ihren Klubesseln bequem.

Der Aufmunterung hätte es nicht bedurft. Ihr Freund befand sich in einer jener Stimmungen, in denen wir, ob wir nun wollen oder nicht, reden und immer weiter reden und fließte Geheimnisse, die wir noch vor einer Minute bis zum letzten Bluts tropfen verteidigt hätten, lächelnd verraten, und uns überdies noch freuen, sie so billig an den Mann gebracht zu haben. Thomas Müller erzählte: Ich war sechsundzwanzig und hatte mich seit Jahren umsonst um den Broterwerb herumgequält. Es wollte mir nicht recht gelingen. Meine Freunde sagten, es fehle an der Geduld. Ich hätte ihnen darauf entgegen können, daß mir das Ginerlei eines Kaufmanns nicht zuzage, daß ich hinaus wolle, in den Kampf, ins Leben, in die Abwechslung. Sie hätten es nicht begriffen. Darum schweig ich.

Mein Geschäft machte mir außerordentlich viel Arbeit. Außerdem beschäftigte ich mich in meiner nicht sehr reichlich bemessenen freien Zeit mit der Lektüre meiner Lieblingschriftsteller. So achtete ich nicht weiter darauf, als ich eines Tages einen Brief erhielt, in dem außer der Adresse nur die drei Worte standen: „Guten Sie sich.“

Ich weiß, Sie hätten alle, wie ich, den Brief weggeworfen. Als ich aber acht Tage darauf einen Brief mit genau dem gleichen Inhalt erhielt, fluchte ich einen Augenblick. Dann nahm die Vernunft überhand, und ich verbrannte den Brief. Genau acht Tage später hielt ich wieder einen solchen Brief in der Hand. Ich kannte ihn schon, ehe ich ihn öffnete. Es war daselbe hellgelbe Kuvert, dieselbe eckige Schrift, der man die linke Hand auf den ersten Blick ansah.

Nun, ich legte ihn weg und vergaß ihn. Als ich aber das Spiel niederholte, dreimal, viermal, fünf-

mal, da begann mir die Sache doch etwas unheimlich vorzukommen; um so mehr, als nun unter den drei bekannten Worten als Unterschrift stand: „Der Unbekannte.“

Dieser Unbekannte verstand es, durch seine immerwährende regelmäßige Wiederkehr ein Saktor zu werden, mit dem ich unbedingt rechnete. Jeden Donnerstag morgen war der hellgelbe Brief unter meinen Postfächern. Ich hätte ihn vermisst, wenn er einmal nicht erschienen wäre.

So gleichgültig ich der Sache anfänglich gegenüber gestanden hatte, so sonderbar kam sie mir schließlich vor. Ich sagte mir, daß kaum jemand zum Scherz sich zwei Monate lang die Unannehmlichkeiten des Briefschreibens auferlegen werde, daß also wohl irgendeine Absicht hinter dem sonderbaren Gebaren des Unbekannten zu finden sein müsse.

Schließlich entschloß ich mich, Licht in die Angelegenheit zu bringen, und wandte mich zu diesem Zwecke an ein Versicherungs- und Detektibureau, das sich mir in letzter Zeit öfter durch Karten empfohlen hatte.

Der Agent kam. Es war ein unscheinbares Männlein mit rotbraunem Schnurrbart und einem mageren Gesicht mit zwei schweren Falten von der Nase zu den Mundwinkeln. Die Augen hatten etwas Unsicheres, Suchendes an sich, und die Finger krabbelten unablässig an der Stuhllehne, der Tischkante oder irgendeinem andern Gegenstand, der gerade in ihrem Bereich war, auf und nieder.

Ich versicherte mich gegen eine lächerlich niedrige Entschädigung gegen Feuer, Einbruch, Unfall usw. und ließ mich außerdem unter den besonderen Schutz der Gesellschaft stellen.

Die Augen des zappeligen Agentleins flimmerten. Er mochte schon lange keinen so versicherungslustigen Kunden mehr vor sich gehabt haben. Ich erklärte ihm schließlich noch die näheren Umstände, die mich seine Hilfe hatten anrufen lassen, und versprach ihm eine besondere Prämie, wenn er herausfinden könne, wer der Urheber der Briefe des Unbekannten sei. Dazu machte er ein überaus wichtiges Gesicht und erklärte mir, daß ich nicht der Erste sei, bei dem er diese Briefe finde. Es müsse sich um eine ganz geriffene Gauner- und Erpresserbande handeln. Dann führte er Beispiele an. Anderen war es so gegangen wie mir. Dann waren die Briefe immer drohender geworden.

Schließlich sei dann kurz und bündig eine Stelle bezeichnet worden, an der der Empfänger des Briefes zu ganz bestimmter Zeit eine Geldsumme zu verfallen habe. „Und wenn er es nicht tat?“ fragte ich gespannt.

„Nun“ gab das kleine Agentlein zurück, „ich weiß nur von einem, der es nicht getan hat . . .“

„Und? . . .“

„Man hat ihn ein paar Wochen darauf aus dem Wasser gezogen.“

Mir grüselte bei diesen Neuigkeiten. Und nochmals versprach ich dem kleinen Männlein eine schöne Belohnung, wenn er mir vor den Erpressern Schutz bieten könne.

Er versprach, alles zu tun, was in seinen Kräften stand, und verabschiedete sich.

Noch zwei- oder dreimal erhielt ich die gelben Briefe des Unbekannten. Dann blieben sie mit einem Male aus . . .

Ich bestellte den Agenten zu mir, zahlte ihm die versprochene Prämie aus und verlangte Auskunft von ihm, wie er erreicht habe, was ich verlangte und was es mit der Bande auf sich habe.

Ich schien da aber an ein Thema gerührt zu haben, über das er nicht gern ausgefragt sein wollte. Alles, was ich aus ihm herausbrachte, war, daß es sich um eine weitverzweigte Bande handle, der er auf der Spur sei. Um seine Pläne nicht preiszugeben, könne er aber auf keine Art näherer Zuführung eingehen. Daß er bei mir soviel erreicht hatte, daß die Briefe in letzter Zeit ausgeblieben waren, das schien ihm selber die größte Freude zu bereiten. Er war ganz glücklich und bat mich, ihn bei meinen Bekannten zu empfehlen. Dann hörte ich lange nichts mehr

von dem blassen Agenten. Um so mehr war ich erstaunt, als mich einige Monate nach dieser Zusammenkunft mit dem Agenten ein Bekannter aufsuchte und mich in einer privaten Angelegenheit dringend zu sprechen wünschte. Er legte ohne viel Umstände einen Brief auf den Tisch.

Er enthielt die mir nur zu gut bekannten Worte: „Guten Sie sich! Der Unbekannte.“

Ich war verblüfft!

„Woher haben Sie diesen Brief?“ fragte ich.

„Das ist jetzt der fünfte in fünf Wochen. Jeden Dienstag kommt einer. Ich kann mich darauf verlassen wie auf die Rechnungen meines Pieferranten, die mir am gleichen Tage vorgelegt werden. Hier ist das Kuvert. So sehen sie alle aus, alle.“

„Alle.“ sagte ich leise, indem ich das hellgelbe Kuvert mit den linkshändigen Schriftzeichen betrachtete.

Ich erzählte ihm von den Erfahrungen, die ich mit den gleichen Briefen gemacht hatte, und gab ihm schließlich die Adresse meines Versicherungs- und Beobachtungsbureaus.

Noch etwa drei Monate lang erhielt mein Bekannter die gelben Briefe. Schon fürchteten wir das Versagen unseres Detektios. Immer frecher und anmaßender wurden diese Briefe, bis sie eines Tages ganz unerwarteterweise ausblieben.

Wir atmeten auf, und das Agentlein triumphierte. Einigen Zeußerungen von ihm entnahmen wir, daß das Netz um die Bande immer fester gezogen werde und der Tag nicht mehr fern sei, an dem die Gauner dem Gericht überliefert werden können. Wiederum verlor ich das Agentlein aus den Augen; aber noch oft hatte ich Gelegenheit, den Mann zu empfehlen, und immer war seine Tätigkeit früher oder später von Erfolg begleitet. Eines Morgens lag wieder einer dieser hellgelben Briefe unter meinen Postfächern. Ich erschrak. Ich kannte diese hellgelben Kuverts nur zu gut, um einen einzigen Augenblick an der Herkunft zu zweifeln. Aber nein. Die Schrift war eine andere, eine leichte eilige Damenschrift. Ich hatte sie schon irgendwo gesehen. Aber wo? — Ich erinnerte mich nicht. Klopfenden Herzens riß ich den Brief auf und hatte die Abrechnung meines Versicherungsinstitutes in Händen.

Im Augenblick war mir alles klar. Ich wählte unter meinen Briefen und fand, was ich suchte: eines der gelben Kuverts und ein Kuvert des Versicherungsinstituts. Es klappte alles: die beiden Gelben waren unbedingt aus der gleichen Schachtel, und die Schrift auf dem letzten Kuvert war dieselbe wie auf allen Kuverts von der Versicherungsgesellschaft.

Ich schrieb an die Gesellschaft und bat um den Besuch des Agenten.

Am anderen Vormittag kam er. Ich legte eines der Kuverts mit der linkshändigen Schrift auf den Tisch und sagte:

„Hier! Das ist gestern gekommen.“

Nun nahm ich das Kuvert, das ich tatsächlich am vorigen Tag erhalten hatte, und legte es daneben. Ich sagte:

„Pardon! Das war es. Ich habe mich geirrt.“

Da sah ich, wie das blasser Männlein noch viel blässer wurde und zu zittern begann.

Nun war ich meiner Sache ganz sicher, und ich schrieb ihm an:

„Herr! Sie sind der Unbekannte!“

Er machte nicht einmal den Versuch, sich zu rechtfertigen . . .

Thomas Müller schweig und schaute seine Zuhörer mit täuschend-blinzelnden Augen an.

„Was haben Sie mit dem Kerl gemacht? Haben Sie ihn dem Richter überliefert?“

Thomas Müller sagte lächelnd: „J wo! Ich wollte Ihnen doch erzählen, wie wichtig uns unter Umständen die unscheinbarste Kleinigkeit werden kann. Ich habe also von dem Tage an die beiden Rollen, die des „Unbekannten“ und die des Agenten, selber gemimt. Mit dem kleinen Unterschied, daß meine Briefe hellbraun waren . . .“

Der kleinen Unaufmerksamkeit des Agenten, die ich beachtete, habe ich's zu danken, daß ich heute ein reicher Mann bin und überhaupt keine Briefe mehr, weder hellbraune noch andere, es sei denn zu meinem Vergnügen, zu schreiben brauche.“

Paul Altmeier